

Gier nach Anerkennung

Joseph Fouché (1759–1820) und die Fäden der Macht

Clemens Klünemann*

» Joseph Fouché, der fanatische Revolutionär, Meister der Intrige und Erfinder der politischen Polizei war einer der Hauptakteure der revolutionären Epoche an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Vor dem letzten Griff nach der Macht schreckte dieser Franz Moor von Paris jedoch zurück.

Portrait d'un intrigant

Joseph Fouché, le révolutionnaire fanatique, ministre et sénateur, maître de l'intrigue et inventeur de la police politique, a été un des principaux acteurs de l'époque révolutionnaire à la fin du 18^e siècle et au début du 19^e.

Clemens Klünemann dresse le portrait d'un homme en quête de reconnaissance, né la même année que Friedrich Schiller et qui parviendra à survivre aux nombreux changements de régimes depuis la Révolution à Louis XVIII sans oublier Napoléon.

Réd.

Als ob sich im Absolutismus die Geburtsdaten an das Protokoll der aristokratischen Hierarchie gehalten hätten, erblickt zunächst Ludwig XVI. das Licht der Welt, wenige Monate vor seiner späteren Frau Marie-Antoinette; und erst dann ist die Reihe an den Hauptgegenspielern Jacques Hébert und Maximilien de Robespierre, bis schließlich, kurz vor dem Ende des Jahrzehnts und einige Monate vor Georges Danton und Friedrich Schiller, dem deutschen Ehrenbürger der Französischen Republik, Joseph Fouché am 21. Mai 1759 auf die Welt kommt.

Aber nicht der im gleichen Jahr geborene Friedrich Schiller ist für Joseph Fouché das Maß sei-

nes Handelns; in seinen Winkelzügen eiferte er einem Landsmann nach, zu dem er Zeit seines Lebens neidisch aufschaute, nämlich Charles Maurice de Talleyrand. Was Fouché mit dem ehemaligen Bischof von Autun und Nachfahren einer der alten Familien Frankreichs verband, war der Umstand, dass sie als einzige der in den 1750er-Jahren geborenen Akteure auf der Bühne der großen Revolution sämtliche Regimewechsel überstanden. Aber der 1754 geborene Talleyrand ging in die Geschichte ein als geschickter Diplomat und kühl kalkulierender Strippenzieher, der gelassen die größten Anfeindungen auch derer ignorierte, die zeitweilig die Macht hatten, denn er verachtete sie in aristokratisch-souveräner Attitüde als Emporkömmlinge.

Von Joseph Fouché dagegen bleibt vor allem das Bild eines rastlos nach Anerkennung Gierenden, der sich den Mächtigen – und vor allem einem, nämlich Napoleon – anzudienen suchte: Auf die Frage des Kaisers, ob er denn auch seinerzeit für die Hinrichtung des Königs gestimmt habe, antwortet der Minister Fouché: „Das war der erste Dienst, den ich Eurer Majestät erweisen durfte“ – der letzte Dienst, welcher der inzwischen zum Minister der Restauration mutierte Fouché seinem ehemaligen Dienstherrn erwies, war, dem Unterlegenen von Waterloo mit spöttischem Lächeln den Stift zu reichen, mit dem dieser sein Abdankungsschreiben unterzeichnete.

* Dr. Clemens Klünemann ist Gymnasiallehrer in Baden-Württemberg und Dozent an der PH Ludwigsburg.

Geborener Verräter, armseliger Intrigant

„Geborener Verräter, armseliger Intrigant, glatte Reptilienatur, gewerbsmäßiger Überläufer“ – das sind die Attribute, gegen die ihn Stefan Zweig in seinem 1929 gezeichneten Bildnis eines politischen Menschen verteidigen möchte, was ihm allerdings nicht so recht gelingen will, misst man die Zweigsche Biographie Fouchés an der wesentlich nüchterneren Biographie, die der französische Historiker Louis Madélin 1901 verfasste. Der bei Nantes geborene Sohn aus einer in bescheidenem Wohlstand lebenden Familie, deren Vorfahren Händler und Angehörige der Handelsmarine waren, hatte Schwierigkeiten, seinen Platz im Leben und vor allem in der Familientradition zu finden:

Von den Söhnen erwartete man Körper- und Tatkraft; erstere hatte die Natur ihm versagt, und daher war ihm letztere um so wichtiger. Seine Jugendjahre im Priesterseminar wirken wie die Vorwegnahme der Lebensgeschichte Julien Sorels, jenes Helden aus Stendhals Roman *Le rouge et le noir*, für den die Kirche und das Priesteramt der einzige Weg ist, aus den familiären und provinziellen Verhältnissen aus- und aufzusteigen. Die Heuchelei wird Fouché damit zum Lebenselixier, denn das Priesteramt versieht er nicht einmal mit halbem Herzen. Soutane sowie Frömmigkeit sind ihm in dieser Lebensphase das, was später, nämlich in den Rednerschlachten der Revolutionszeit, sein vielsagendes Schweigen und seine entschiedenen Unverbindlichkeiten bedeuten sollten: Kostümierung ganz anderer Absichten und Verhüllung seines wahren Wesens.

Nach Jahren eines eher erbärmlichen Wanderlebens zwischen verschiedenen Schulen und Priesterseminaren seiner Heimatregion wird Fouché 1788 an das Kolleg von Arras gerufen. Eine bürgerliche Gesellschaft gibt es noch nicht, aber ohne einen Begriff von dieser zu haben, drängt die Generation der damaligen „Twens“ nach neuen Formen gesellschaftlichen Umgangs; Joseph Fouché lernt in einem Club seiner neuen Heimat Arras die hübsche Charlotte kennen und lieben und gerät damit in den Bannkreis ihres Bruders Maximilien. Mit der Liebe zu Charlotte ist es bald vorbei, dafür aber wird der Fast-Schwager bald zur alles bestimmenden Persönlichkeit für den nach

seiner Rolle suchenden Fouché, der sich in den Tagen des Terrorregimes an Grausamkeit und Tugendhaftigkeit von Maximilien de Robespierre nicht überbieten lassen wollte.

Auf dem Weg zu Macht und Einfluss und zu Anerkennung und Ruhm steht das Paktieren und Lavieren: „*Er stimmte immer mit den Siegern*“, charakterisiert der Literaturwissenschaftler Jean-Denis Bredin das geschmeidige Verhalten des aufstrebenden Revolutionärs. Was für Robespierre die Drohung, für Danton und Mirabeau die fesselnde Rede und für Saint-Just der Ruf des Todesengels, das ist für Joseph Fouché das untrügliche Gespür für Stimmungen, die es anzupfeitschen oder zu besänftigen gilt, und zu deren Repräsentanten er sich zu machen weiß. Wenn es opportun scheint, spielt Fouché mit Bravour die Rolle des Bedächtigen. Als jedoch im September 1792 die Schlacht bei Valmy geschlagen und gewonnen ist und besonderer revolutionärer Eifer davor schützt, für konterrevolutionär gehalten zu werden, lässt sich der ehemalige Priester mit den niederen Weihen, der inzwischen zum eifrigen Hassprediger gegen das Christentum geworden ist, als Beauftragter des Konvents in die französische Provinz schicken, um den Widerstand gegen die Revolution „*zu ersticken*“, wie es in seinem Auftrag heißt. Allein durch Drohungen und einschüchternde Reden, allein durch die rhetorische Verbreitung möglicher Grausamkeiten wird die Bevölkerung so verschreckt, dass sie sich verstört den Tagesbefehlen des Pariser Abgesandten der Revolution fügt – der Terror ist so wirkmächtig geworden, dass allein seine Androhung das Erwünschte bewirkt. Kein Tropfen Blut sei während Fouchés Aufenthalt in diesen Städten geflossen, sind sich seine Biographen einig, wobei einigen dies sogar ein Lob des Rhetorikers wert ist.

Präludium zur grausamen Tat

Die blutigen Worte Fouchés waren indes nur das Präludium zur grausamen Tat. Für sie stehen die Exzesse, durch die er, Hand in Hand mit Collot d'Herbois, der ebenfalls vom Konvent nach Lyon geschickt worden war, die Stadt an der Rhône terrorisierte. Als ob sich Fouché von seiner klerikalen Vergangenheit losreißen müsste, hebt das wahl-

lose Morden in Lyon mit einer geradezu rituellen Handlung an: Auf der Place des Terreaux läßt er alles, was sich an Bildern, Statuen, Kultgegenständen und Büchern in den Kirchen Lyons finden läßt, zusammentragen und in lichterlohen Flammen aufgehen; erst als jegliche Erinnerung an die religiöse Tradition des Landes und an die eigene Vergangenheit vernichtet ist, beginnt das systematische Gemetzel, bei dem Fouché und seine Helfershelfer Hunderte von Menschen erschießen, erstechen und in der Rhone ertränken. „*Unter Tränen der Freude*“ berichtet er nach Paris: „*Ja, wir lassen viel unreines Blut fließen, doch es geschieht aus Menschlichkeit, aus Pflicht.*“

In dieser Rhetorik erkennt sich Robespierre, der oberste Tugendwächter in Paris, wieder – und er erkennt, dass ihm hier einer sehr ähnlich, ja zu ähnlich geworden ist; genauso wie Fouché Gefahr wittert, als er im Frühjahr 1794 nach Paris beordert wird. Die Fahrt in die Hauptstadt wird zum Auftakt des Entscheidungskampfes zwischen zwei Konkurrenten um das Überleben in dem mörderischen Kampf, zu dem die Revolution inzwischen geworden ist – ein Kampf, innerhalb dessen es nur noch darum geht, den eigenen Kopf zu retten, und der jeglichem Wert, im Namen dessen er einst aufgenommen wurde, Hohn spricht. Seinen populärsten Gegenspieler, Georges Danton, hatte Robespierre bereits kaltgestellt, und Joseph Fouché war klar, dass sich Robespierres Misstrauen nun gegen ihn richtete. Nur dass er wegen zu großer Milde angeklagt würde, das überstieg selbst seine zynische Phantasie.

Fouché hatte im Vorfeld der entscheidenden Sitzung des Konvents vom 9. Thermidor, diesem heißen Julitag des Jahres 1794, ein Netz aus Intrigen und Verdächtigungen gespannt, in dem sich Robespierre verfang, und so brauchte er nur abzuwarten, dass seine Getreuen Robespierre und dessen Schatten Saint-Just niederschrien und für deren Verurteilung stimmten. Nach dem Tode des Unbestechlichen war der Weg frei für den Strippenzieher aus dem Hintergrund, der sich in den Revolutionsjahren zwei Fähigkeiten angeeignet hatte: Die eine bestand darin, mit Einschüchterung der Menschen Furcht und Schrecken zu verbreiten; die andere bedeutete, sich mit Bespitzelung und Überwachung diejenigen willfährig zu

machen, deren Kopf und Herz dieser kühle Fanatiker der Macht und kaltherzige Opportunist nicht erreichen konnte. Wie ein Aussätziger wird Fouché plötzlich gemieden, weil auch an ihm der Geruch des Tugendterrors haftet, und so macht der kühle Fanatiker zum ersten Mal die Erfahrung, zu weit gegangen zu sein. Die wenigen Wochen Haft im Oktober, aus der er durch eine Amnestie entlassen wird, scheinen einen tiefen Eindruck hinterlassen zu haben: Aus dem kalkulierenden Strippenzieher wird ein Zauderer, der sich der Macht andient, statt sie zu erobern.

Geboren, um zu intrigieren

Politisches Handeln war für Joseph Fouché eine Art Wette auf den Erfolg und den Erfolgreichen, und Politik bestand für ihn offenbar darin, das zu wittern, was Erfolg versprach und vor allem Ansehen und Anerkennung. Merkwürdig ist, dass ihn dieses Gespür genau in dem Moment verließ, als er den Widersacher Robespierre mit äußerster Finesse aus dem Weg geräumt hatte. Es folgt der Abstieg: Politisch setzt er auf das falsche Pferd, nämlich auf die vielversprechende Zukunft des radikalen Sozialrevolutionärs Gracchus Babeuf, und wäre fast, als dieser in Misskredit geriet, mit in den Strudel des Verderbens gerissen worden.

Angesichts der vielen Menschen, die Fouché seit seinen Tagen in Lyon auf seinem nicht sehr ausgeprägten Gewissen hatte, wirkt die Klage über den Tod der Tochter im Sommer 1796, als er zurückgezogen mit seiner Familie in einer schäbigen Dachwohnung haust, eher peinlich: „*Ich bin geächtet und verliere nun auch noch das einzige Kind, das mir verblieben war. Es steht also geschrieben, dass ich dazu bestimmt bin, ewig zu weinen*“, schreibt er an Barras, eins der heute eher unbekannteren Mitglieder des Direktoriums. Der versieht Fouché denn auch prompt mit neuen Ämtern und Pöstchen und verhilft ihm so zu einem zweiten Aufstieg.

Inzwischen scheint klar, warum es Fouché in diesen Jahren gelang, seine zweite Karriere zu beginnen: Er hatte einen Trumpf in der Hand, der ihn für viele gefährlich und gleichzeitig unentbehrlich machte, nämlich eine Reihe von Aufzeichnungen über mehr oder weniger Korrum-

pierendes aus dem Leben derer, die noch etwas zu werden hofften. Napoleon spürte dies und betraute ihn während seiner Kriege mit allen möglichen Posten – in Dresden, in Laibach, in Triest, schließlich in Rom und Florenz – möglichst weit weg von Paris, denn dort hätte ihm Fouché während seiner Abwesenheit gefährlich werden können.

Immer gehorcht Fouché scheinbar ergeben, aber grimmig sammelt er Informationen und wartet ab – doch worauf, das wusste er wohl selbst nicht. Warum konnte dieser Mann, der die paradoxe Mischung von Kalkül und Fanatismus in sich vereinigte, die Herrschaft nicht ganz an sich reißen? Warum blieb er immer der Zweite? Der Zweite hinter Robespierre, und der Zweite auch hinter Napoleon, deren beider Sturz er einfädelt, nachdem er ihnen mit ostentativer Beflissenheit gedient hatte, und die er doch nicht beerben konnte. Die Antwort liegt wohl in Stefan Zweigs lakonischem Resümee: Geboren um zu befehlen der eine, geboren um zu intrigieren der andere.

Das Laster stützt sich auf das Verbrechen

Was nach Fouchés Triumph über Napoleon geschieht, den er nach Waterloo zur Abdankung drängt, wirkt im Nachhinein wie das Satyrspiel nach dem Drama eines Lebens, das sich in der Intrige erschöpfte. Am 8. Juli 1815 begrüßt Fouché Ludwig XVIII. und dient sich ihm, dessen Bruder er einst aufs Schafott gebracht hatte, als erfahrener Minister an; mit dunklen Andeutungen hatte Fouché durchblicken lassen, dass er noch einiges über die königliche Familie zu erzählen habe, falls er nicht einen gebührenden Posten in diesen neuen Zeiten der Restauration bekomme. Chateaubriand beobachtete, wie Talleyrand, der Regierungschef der soeben gebildeten Restaurationsregierung, der ebenso wie Fouché allen vorangegangenen Herrschern gedient hatte, gemeinsam mit dem Minister für Polizei und Bespitzelung das Kabinett des Königs verließ, und sein lakonischer Kommentar zu diesem Bild des hinkenden Talleyrand, der sich am Arm Fouchés festhält, sagt alles über den Neubeginn der Bourbonenmonarchie: „Das Laster stützt sich auf das Verbrechen.“

Fouché zog zwar noch einmal alle Register der Intrige und ließ bespitzeln und verhaften, aber

diesmal waren die Schatten seiner Lebensgeschichte länger als diejenigen, welche er mit Verleumdungen und Verhaftungen über Revolutionäre und Bonapartisten zu werfen suchte. Und der oft eher als tumber Lebemann dargestellte Ludwig XVIII. zeigte sich im Umgang mit Joseph Fouché wesentlich geschickter als alle diejenigen, die während der vorausgegangenen zwanzig Jahre von diesem drohenden Lächeln mit dem unverwüthlichen Gedächtnis unter Druck gesetzt worden waren: Er lobte ihn weit weg, nach Dresden, und ließ Fouché mitteilen, dass man ihn dort als Gesandten brauche. Der merkte sehr wohl, dass man ihn loswerden wollte – und dankte auch noch für den Rauswurf. Rastlos pendelt er zwischen Dresden, Prag und Linz, immer auf der Suche nach einer Aufgabe, die ihn dem Glanz des Tuilerienschlosses und der Lust daran, Schicksal für andere spielen zukönnen, wieder näherbringen könnte.

Das einzige späte Glück, das dem geächteten, nichtsdestoweniger schwerreichen und inzwischen 56-jährigen Witwer winken sollte, nämlich die Heirat mit der dreißig Jahre jüngeren Gräfin Gabrielle Castellane aus Prag, erwies sich als Enttäuschung: Seine zweite Frau schien sich eher für das Vermögen ihres Mannes zu interessieren; dass ihre Zuneigung anderen Herren der feinen Gesellschaft in Linz galt, wo sich das Paar inzwischen niedergelassen hatte, wurde von den Pariser Zeitungen gerne und süffisant kommentiert. Als der ehemalige Revolutionär und Polizeiminister in einer dunklen Winternacht in Triest starb, wollte er unbedingt einen Priester sehen. Am Ende schloss sich also dieser merkwürdige Lebenskreis und kehrte zu den Anfängen des Priesterzöglings aus Nantes zurück; dieses Leben voller Nachstellungen und Lügen sollte mit einer letzten Täuschung enden, allerdings betrog sich Fouché diesmal selbst: „*Mein Ehrgeiz ist befriedigt, da ich unter den Franzosen allerorten eine Hochachtung erlangt habe, die meinem Namen und meiner Person immer anhängen wird*“, hatte er noch kurz vor seinem Tod seinem Tagebuch anvertraut. Dennoch breitete sich die Dunkelheit des Vergessens über Joseph Fouché, den Minister und Senator, den Ratgeber und Geheimdienstler, den Intriganten, Königsmörder und Königsmacher.